In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 73. Posen, den 18. September 1927. Nr. 73.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brockdorff.

16. Fortsetzung.

„Ich fürchte —," sagte Doktor Mertz, ohne Arne anzusehen, „daß Fräulein de Boor eines Tages erkennen muß, daß sich nicht alle Menschen in gleicher Weise zum Spielzeuge eignen. Ich fürchte, daß sie den Bogen ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit überspannen und daß der Pfeil auf sie selber zurückschnellen wird." — Er hatte während der letzten Worte den Kopf gewendet und sah Arne an. Es war, als ob die tiefliegenden Augen hinter den grauen Brillengläsern langsam zu glühen begännen, und Arne spürte ein Frösteln wie ein vielfüßiges, eiskaltes Tier über seinen Rücken laufen.

„Oder sind Sie in der Tat naiv genug, sich einzubilden, daß Fräulein de Boor Sie liebte?" fragte Doktor Mertz plötzlich mit völlig veränderter, harter und kalter Stimme in die Stille hinein, daß Arne erschrocken zusammenfuhr.

Arne gab keine Antwort. Doktor Mertz brach in ein Gelächter aus — ein dünnes, hohles Gelächter, das an den kahlen Wänden des Zimmers ein gespenstisches Echo zu finden schien und dann unvermittelt verstummte. „Sie sind sehr jung!" sagte Doktor Mertz in einem Tone, der Arne das Blut in die Wangen trieb. „Ich beneide Sie um Ihre Jugend, Herr Vester. Sie dürfen mir glauben, daß ich Sie um nichts anderes beneide als um Ihre Jugend —."

XII.

Als Arne aus dem matterhellten, von scharfen, säuerlichen Gerüchen durchzogenen Flur des Hotels auf die Straße hinaustrat, hatte er das Gefühl, unerträglichen Demütigungen entronnen zu sein.

Doktor Mertz war beim Abschiede noch einmal auf Melisse zu sprechen gekommen und hatte beiläufig erwähnt, daß Melisse nach einer kurzen Tournee durch den Mittelwesten noch einmal zwecks Veranstaltung eines zweiten Konzerts nach Chicago zurückzukehren und erst Anfang Mai in Los Angelos aufzutreten beabsichtigte. Atherton besäße übrigens einen berühmten Landsitz in der Nähe von San Diego — einen in künstlerischer Hinsicht wirklich hervorragenden Landsitz, dessen Abbildungen neuerdings durch viele Blätter gegangen wären. — Doktor Mertz hatte sich erboten, einige dieser Abbildungen zu zeigen, aber Arne hatte kühl, mit mühsam wiedergewonnener Selbstbeherrschung gedankt.

Nun war es, als hätten die Worte des Doktors ein feines, fressendes Gift enthalten, das langsam weiterwirkte. — Bedeutete er für Melisse in der Tat mehr als ein bloßes Spielzeug? Lächelte sie nicht im Grunde über ihn? Lächelte nicht auch der Doktor über ihn? Arne ging durch enge, dunkle Straßen, die er nicht kannte und die in dem Halblichte des Spätnachmittags einen seltsam unwirklichen Charakter trugen und den einsamen Wanderer doch eigentümlich vertraut anmuteten. Hatte er sie auf Bildern schon einmal gesehen, oder war er im Traum durch solche traurigen, von Nebelschleiern verhüllte Straßen geschritten? Sie glichen magisch erhellten Schächten, deren Grund spiegelte und den unförmlichen Widerschein der vorübergehenden Menschen in verzerrten Umrissen wiedergab. Erleuchtete Straßenbahnwagen glitten in der Ferne vorüber, und hier und da sickerte unruhig verströmendes Licht aus blinzelnden Fensteraugen. Die meisten Fenster aber waren traurig und tot, und man spürte den Sonntag hier eigentlich nur an einer gewissen Stille und Leere, die man nicht als wohltuend, sondern eher als störend und beunruhigend empfand.

„Es ist lächerlich und sinnlos von mir, bei Stilson Brothers Nachtwächterdienst zu verrichten," grübelte Arne. „Hat Mr. Stilson mir nicht damals, als er mich für den Nachtwächterposten verpflichtete, sozusagen halb und halb Versprechungen gemacht? — Er denkt natürlich nicht daran, sie zu halten. Ich werde seinem Gedächtnisse nachhelfen müssen. Ich werde ihn auf die Gefahr hin zur Rede stellen, daß ich meinen Posten verliere."

Arne ging immer schneller. Er hatte eine belebte, lichterstrahlende Avenue erreicht. Rote, gelbe und grüne Blinkfeuer tanzten inmitten des feinen Sprühens, das unabläßig auf den Asphalt und die Verdecke der Automobile niederschlug. Ueber Läden und Speisehäusern glänzten Inschriften in hebräischen Buchstaben.

Arne erblickte eine Uhr, deren erleuchtete Scheibe zehn Minuten vor Sechs zeigte. Um diese Zeit mußte er für gewöhnlich in Brooklyn sein. Aber heute war Sonntag — der einzige Tag, an dem er den versäumten Schlaf der ganzen Woche nachzuholen pflegte.

Heute jedoch fühlte er sich nicht schläfrig. Ihm graute vor der Stille seines Zimmers und auch vor der Möglichkeit, daß Mrs. Radway ihn zu einer Tasse Tee herunterbitten und ihm dann eine Stunde lang einsilbig und mit brennenden Augen gegenübersitzen könnte. Ihm graute vor allem vor den Gedanken, die nur auf die Einsamkeit warteten, um über ihn herzufallen — vor den quälenden und unerbittlichen Gedanken an seine eigene Armut, Gebundenheit und Machtlosigkeit.

„Ich beneide Sie um Ihre Jugend," hatte Doktor Mertz gesagt. Ein höhnisches Lächeln verzerrte Arnes Mundwinkel. Was bedeutete diese Jugend im Grunde? Sehnsucht, der die Erfüllung fehlte. — Nicht mehr. — Wilde Träume, die sich am Morgen in nüchternes Erwachen verwandelten.

Arne stieg langsam die Stufen zu einer Subway-Station hinunter. Er hatte sich entschlossen, Klaus Sörensen noch einmal aufzusuchen und ihn möglicherweise um eine nochmalige Vermittlung bei Mrs. Stilson zu bitten.

In der Siebenundvierzigsten Straße leuchteten die erhellten Fenster des Three Balloons Inn festlich in den nebelfeuchten Abend hinaus. Irgendeine ziellose Sehnsucht flatterte in Arne auf, während er mit einer zögernden Bewegung an Madame Hélènes Haustür klingelte.

Madame hatte mit Klaus Sörensen im Wohnzimmer gesessen und in französischen Modezeitungen geblättert. Sie lächelte, als sie Arne erkannte. Auch Klaus schien erfreut.

„Du hast dich lange nicht sehen lassen," meinte er nach der ersten Begrüßung und lud Arne herzlich zum Nähertreten ein. Es standen Wein, Likör und Früchte auf dem Tische. „Wie geht es dir übrigens? Ist der Posten nicht ein wenig anstrengend? Du siehst schlecht aus, alter Junge."

Arne gab eine ausweichende Antwort. Klaus nötigte ihn in einen Sessel und erzählte von Briefen aus Deutschland, die er vor einigen Tagen erhalten hatte. Arne hörte schweigend und nachdenklich zu. Madame Hélène ging mit raschelnden Röcken auf und nieder und füllte grünen Likör in die spitzen Gläser. Als sie nach einer Weile das Zimmer verlassen hatte, ließ Klaus das Thema plötzlich fallen und fragte unvermittelt: „Hast du irgendeinen Kummer, Arne?"

Arne wurde rot.

„Weshalb meinst du, daß ich einen Kummer haben müßte?"

„Nun — es macht den Eindruck, als trügest du eine Last auf dem Herzen. Bist du mit deiner Stellung nicht zufrieden?"

„Muß man nicht zufrieden sein, solange man ein Dach über dem Kopfe hat?" fragte Arne mit resigniertem Lächeln.

„Nein — das muß man nicht!" sagte Klaus beinahe heftig.

Arne zuckte die Achseln. „Das Schlimmste ist, daß man so müde wird. Die Spannkraft geht verloren. Man ist irgendwie angekettet und festgeschmiedet."

„Sagtest du nicht, daß es deine Absicht wäre, fürs erste unter allen Umständen in Neuyork zu bleiben, Arne?"

„Ja, das sagte ich einmal. Aber die Zeiten haben sich inzwischen geändert."

Klaus griff langsam nach einer Zigarettenschachtel, die vor ihm auf dem Tische stand. Er nahm eine Zigarette heraus und zerbrach sie. Arne bemerkte verwundert, daß die Zigarettenhülse nur eine Attrappe bedeutete und daß ein kleines weißes Kügelchen in Klaus Sörensens Hand rollte.

Klaus behielt die Zigarette in der Hand und sah Arne fest an.

„Handelt es sich um eine Frau?" fragte er. Arne nickte.

„Um jene Sängerin, von der du neulich sprachst und die Athertons Geliebte ist?"

„Ja, Klaus!" Es klang wie ein Schluchzen. Klaus schob das weiße Kügelchen zwischen die Zähne und antwortete nicht gleich.

„Vielleicht könnte ich dir helfen," sagte er nach einer Pause.

„Wie willst du mir helfen?"

„Ich würde noch einmal mit Mr. Stilson sprechen."

„Ach, Mr. Stilson?" Arne zuckte verächtlich die Schultern. Klaus lächelte sonderbar.

„Wo hält sich die Dame augenblicklich auf?" fragte er.

„Ich weiß es nicht genau, Klaus. Aber ich bin überzeugt davon, daß sie in etwa acht Tagen in Chicago erreichbar sein würde."

Klaus lächelte stärker.

„Ich sehe für dich keine Schwierigkeiten, in acht Tagen nach Chicago zu kommen."

Arne wurde aufmerksam. „Wie meinst du das, Klaus?"

„Ich meine, ich könnte Mr. Stilson bitten, dich auf eine Geschäftsreise nach Chicago zu schicken."

Arne bemühte sich, das sonderbare Lächeln des anderen zu enträtseln. „Welcher Art sollte diese Geschäftsreise sein?" Klaus griff nach seinem Likörglase, stürzte den Inhalt in einem Zug hinunter und schenkte sich von neuem ein.

„Es könnte sich darum handeln, gewisse Waren, für deren Beförderung Post und Bahn keine hinreichenden Garantien übernehmen würden, persönlich bei einem Geschäftsfreunde des Mr. Stilson abzuliefern."

„Was für Waren?"

„Nun Zigaretten zum Beispiel. Erstklassig verpackte Zigaretten." Klaus griff nach einer Schachtel auf dem Tisch.

„Jede dritte Zigarette ist echt. Die anderen —." Er brach ab und hatte wieder ein sonderbares Lächeln. „Seit der Prohibition ist es ein gutes Geschäft geworden. Nicht ganz ungefährlich natürlich, aber es nährt seinen Mann, mein Lieber. Ich läge heute sonst auf der Straße, das darfst du mir glauben."

„Und Madame Hélène?" fragte Arne, sich plötzlich der Andeutung der jungen Irländerin erinnernd.

„Madame Hélène ist im Außenhandel beschäftigt. Eine sehr dankbare Beschäftigung. Sie schmuggelt, unter dem Vorwande Blusen zu verkaufen, Drogen in die Häuser." Arne war still und ernst.

„Niemand zwingt dich dazu, den Schritt zu tun, Arne," begann Klaus nach einer Weile von neuem. „Niemand will dir deinen Nachtwächterposten entreißen. Die Firma Stilson Brothers ist eine reguläre chemische Fabrik, die der Polizei gegenüber den besten Ruf genießt. Die Entscheidung liegt lediglich bei dir."

„Ich will vorwärts!" stammelte Arne mit zusammengebissenen Zähnen. Er sah Melisse vor sich — mit ihrem extravaganten Bubenkopf und dem koketten Bühnenlächeln, das sie an Hunderte gleichmäßig verschwendete und hörte die dünne, körperlose Stimme des Doktor Mertz:

„Sie werden sich an sie verlieren!" Arne begann zu lächeln.

„Was hast du?" fragte Klaus verwundert.

„Was soll ich haben, Klaus? Sprich morgen mit Mr. Stilson. — Hörst du? Sprich mit Mr. Stilson!" Er griff nach dem Glase und leerte es in einem Zuge.

XIII.

Drei Tage später lunchte Arne zusammen mit seiner jungen Freundin aus dem Three Balloons Inn in einem Lokale in der Nähe der Nevins Street.

Er kam geradewegs aus der Fabrik, wo er sich von Mr. Stilson die letzten Instruktionen für seine Reise nach Chikago geholt und später mit Uduch auf ein gutes Gelingen des Unternehmens angestoßen hatte.

Da er sich dieser Tage immer ein wenig vor dem Alleinsein fürchtete, so hatte er in den Morgenstunden das Three Balloons Inn angerufen und mit der jungen Irländerin, die heute ihren freien Tag hatte, ein Zusammentreffen verabredet. Vor einigen Tagen, als er mit ihr zusammen ein Kino besucht hatte, hatte er auch ihren Namen erfahren. Sie hieß Bessie Osam und wohnte in Brooklyn.

Arne fühlte bisweilen ein Staunen darüber, wie rasch die flüchtige Wirtshausbekanntschaft sich in ehrliche Freundschaft verwandelt hatte. Es beruhigte ihn wunderbar, neben Bessie zu sitzen, und ihr klares, ruhiges Gesicht zu betrachten, das so gar nichts mit Melisses Zügen Gemeinsames hatte. Es war irgendetwas an Bessie, das ihn an seine norddeutsche Heimat erinnerte — an die von violettem Heidekraut übersponnenen Dünenketten und an die Wellen, die mit eintönigem Rauschen über den weißen Strand spülten. —

„Warum sind Sie so schweigsam?" fragte Bessie.

„Ich denke an den Abschied," lächelte er. Er hatte ihr gesagt, daß er in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Chikago fahren müsse.

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht des Abschieds wegen," sagte sie langsam.

„Was sollte es sonst sein —."

Eine dünne Röte stieg in ihre Wangen.

„Es ist eine Flamme, die in Ihnen brennt und Sie verzehrt. — Vielleicht ist dieser Beruf auch nicht das Rechte für Sie —." Arne nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Das heisere Teufelchen.

Wie das „Saxophon" erfunden wurde.

Von Karl Ettlinger, München.

Es war einmal ein Teufelchen, das bildete sich ein, es hätte eine herrliche Stimme. Nun, das bilden sich ja zur Freude unserer Gesanglehrer gar viele arme Teufelchen ein, mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß — seht im höllischen Adreßbuch nach! Wenn er ein irdischer armer Teufel gewesen wäre, dann hätte er frohlockt: „Ha, ich habe eine wahrhaft gottbegnadete Stimme", da er jedoch ein höllischer Deifi war, bewunderte er sich: „Ich habe ein wahrhaft beelzebubbegnadetes Organ!" In Wirklichkeit krächzte er, daß das Heulen des Cerberus gegen seinen Gesang die reinste Caruso-Platte war. Der Kartoffelkloß, den er in der Kehle hatte, übertraf an Größe den urbayerischsten Knödel, er sang durch die Nase wie ein falsch eingestellter Dreiröhrenapparat. Sogar den Teufeln wurde übel, wenn er zu singen anhub, und so verbot ihm Belzebub kurzen Fußes ein für allemal das Singen.

Ihr könnt euch denken, wie hart dieses Verbot unser Teufelchen traf. Es hatte bisher gesungen „wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet", nämlich wie die Eule, zu allen in der Hölle schmachtenden Theaterdirektoren war es geschlichen: „Bitte, prüfen Sie einmal meine Stimme; Sie werden vor Entzücken aus dem Kochkessel hollern!" — und nun durfte er nicht einmal mehr do re mi sagen! Alle Qualen eines verhinderten Genies machte unser Teufelchen durch, zumal es sich täglich nach der Methode Coué zehnmal sagte: „Ich singe immer schöner!" Die unterdrückten Mißtöne verursachten ihm die schmerzhaftesten seelischen Blähungen und ein über das anderemal winselte es: „Ich gäbe die Hälfte meines Schwanzes darum, wenn ich nur ein einziges Mal wieder singen dürfte!"

Und diese Gelegenheit kam. Er durfte an einem Orte singen, an dem Beelzebub nichts zu sagen hatte, nämlich im Himmel. Aber es ging nicht gut aus, wie Ihr euch denken könnt. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Zwischen dem Himmel und der Hölle kommt es manchmal zu Auseinandersetzungen: der Satan erhebt Anspruch auf eine Seele, deren Sünden bereits vergeben sind. Das ist unausbleiblich, denn der Himmel ist ja viel gütiger, als sich die Menschen auf der Erde einbilden. Die Menschen würden in solchen Streitfällen einen Prozeß anfangen, aber der Himmel ist zu friedlich dazu, und die Hölle kennt die Juristen viel zu gut, und daher werden solche jenseitigen Meinungsverschiedenheiten mündlich beigelegt. Ein Teufelchen steigt als Bevollmächtigter Beelzebubs ins Wolkenreich hinauf und trägt seine Beschwerde vor.

Und mit dieser Mission wurde eines Ewigkeitstages unser Teufelchen beauftragt. Natürlich machte es sich pickfein. Stundenlang rieb es sich die Hörner mit Sandpapier blank, pedikürte sich mit einem Dampfhammer die Hufe, putzte sich die Zähne mit Schwefelsäure, betrachtete sich wohlgefällig in einer Pfütze und schmunzelte: „Bei dem Bubikopf der teuflischen Großmutter, man trifft selten so Genie und Schönheit in einer Person vereint."

Unterwegs machte es unser Teufel wie ein richtiger Wanderbursche: er stimmte ein Liedchen an. Und da geschah etwas Merkwürdiges: Petrus hielt diesen Gesang für das Krähen eines Hahnes und floh in jähem Entsetzen. Denn das Krähen des Hahnes erinnert ihn bekanntlich an seine sündhafteste und feigste Stunde. So kam es, daß das Teufelchen die himmlische Pförtnerzelle unbesetzt fand und unangemeldet die Himmelspforte passieren konnte.

Unbekümmert ging es geradeaus und stand plötzlich in einem blendend hellen Aethersaal, in dem eine Engelschar einen Choral mit Posaunenbegleitung probte.

Ihr meint nun vielleicht, unser Teufelchen sei vor diesem Gesange in andächtigste Bewunderung versunken? Dann habt ihr noch keinen Aushilfschoristen über den Heldentenor urteilen hören! Unser Teufelchen rümpfte vielmehr mißbilligend die Nase, und als der Chor verhallt war, platzte es mit dem Urteilsspruch heraus: „Eine schöne Pfuscherei, da schnarche ich im Traume lieblicher!"

Verdutzt sahen sich die Engel an, die jetzt erst den Eindringling bemerkten, und ein vorwitziges Engelchen, dem noch ein Erdenrest anhaftete, fragte: „Kannst du's vielleicht besser?"

„Selbstverständlich," nickte das Teufelchen herablassend. Und renommierend fügte es hinzu: „Ich bin ein Lieblingsschüler aus der Meisterklasse des großen Ochsenfrosches! Aber ich lasse mich nicht vor Dilettanten hören! Mein Maestro hat es mir verboten!"

„Bitte, singe uns doch etwas vor," baten die Englein. „Wir lieben die Musik so."

„Hm!" spreizte sich das Teufelchen, „ich bin zwar heute nicht besonders bei Stimme — etwas heiser — der rasche Temperaturwechsel zwischen Hölle und Himmel — aber na — wenn ihr durchaus darauf besteht..." Er wählte in Anbetracht des Milieus das künstlerisch wertvollste Lied seines Repertoires, nämlich: „Was machst du mit dem Knie, lieber Hans?", räusperte sich, um die Spannung zu erhöhen, und legte los. Es klang, wie wenn ein Affe auf einer Gießkanne bläst. Bereits bei den ersten vier Takten fingen die Engel an zu kichern, beim achten Takt brachen sie in helles Gelächter aus, beim zwölften riefen sie einstimmig: „Genug, genug! Du bist ein Meister, aber man kann es nicht aushalten!"

Wie alle Nichtskönner, so ließ sich auch unser Teufelchen zwar bitten, anzufangen, aber nicht bitten aufzuhören. Er schmetterte eine Koloratur hinaus, daß die Sternschnuppen millionenweise vom Himmel stürzten, bis der Petrus seinen Kopf durch eine Wolkenspalte steckte und murmelte: „Dir werde ich einen Maulkorb besorgen!!! Auf, Kinderchen, holt einen Eimer Weihwasser!" Weihwasser ist das Schlimmste, was es für einen Teufel gibt. Kaum fühlte er den ersten Spritzer, da packte ihn die Verzweiflung. Er rannte wie närrisch im Aethersaal umher („Wetterleuchten" sagten die Menschen), er suchte ein Mauseloch, das Weihwasser brannte wie tausend Scheiterhaufen, und schließlich flüchtete er mit einem irrsinnigen Sprung kopfüber in eine Posaune.

Die Posaune schrumpfte jählings zusammen, sie nahm eine ganz eigentümliche Form an, sie bog sich an beiden Enden zusammen, — der Teufel saß darin und konnte nicht mehr heraus. — Aber man konnte auch nicht zu ihm hinein! Und deshalb benutzte er diese Gelegenheit, nach Herzenslust in der verkrüppelten Posaune zu singen. Er singt noch heute darin, und es klingt, wie wenn ein Stockheiserer durch hundert Nasen singt. Es ist ein höchst eigenartiges Blechinstrument, halb belustigend, halb gänsehauterregend für empfindliche Ohren.

Dies ist die Geschichte von der Empfindung des Saxophons.

Sechzig Jahre Dynamit.

Zum 19. September 1927.

(Erteilung des schwedischen Patentes an A. Nobel.)

Von Prof. Dr. C. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Nicht ohne leises Grauen hören wir das Wort „Dynamit" und gedenken dabei mancher Schreckenstat, manchen Verbrechens, bei dem zahlreiche Menschen in gräßlicher Verstümmlung zugrunde gingen. Weniger sinnfällig, aber darum ebenso bedeutsam, sind die segensreichen Wirkungen, dieses gewaltigen Sprengstoffes für Landwirtschaft, Industrie, Verkehrswesen und die Naturwissenschaft überhaupt, und mit Recht genießt sein Erfinder, der Schwede Alfred Nobel, allgemeinen Ruhm.

Er studierte in Stockholm Chemie und gelangte zur Erfindung des aus Nitroglyzerin gebildeten pulverigen Sprengstoffes, den er nach dem griechischen Wort Dynamis (= Macht, Kraft) „Dynamit" nannte. Er bemühte sich zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zunächst nur darum, das Nitroglyzerin selbst in die technische Praxis einzuführen, aber 1864 flog sein Laboratorium in die Luft, und ähnliche Explosionen erfolgten um dieselbe Zeit auch in Deutschland und in Amerika. Da stellte Nobel neue Versuche an, um die Gefahr zu verringern. Er mischte das Nitroglyzerin 1866 mit Kieselgur, die er schlämmte und trocknete, mahlte und siebte, um so das Nitroglyzerin aufzusaugen und gebunden zu halten. So war er der drohenden Gefahr eines Polizeiverbotes entgangen. Nun wurde das minder gefährliche Dynamit erfunden, welches alsbald die andern Sprengstoffe in den Bergwerken und in der Munitionsherstellung verdrängte. Man erzählt, Alfred Nobel sei durch einen Zufall zu der Entdeckung geführt worden. Die das Sprengöl enthaltenden Flaschen wurden oft in Infusorienerde verpackt. Beim Auslaufen einer solchen Flasche bemerkte Nobel die aufsaugende Bedeutung der Kieselgur, die übrigens keineswegs aus Diatomeenpanzern, sondern aus zahllosen kleinen Algen besteht, wie man jetzt weiß. Nobel fand, daß die explosive Kraft völlig erhalten, die Neigung zur Explosion aber wesentlich beschränkt wurde. Auch beim Transport wandte Nobel die denkbar größte Vorsicht an. Er versandte das Sprengöl in Flaschen, die mit einer Metallplatte verschlossen waren. Letztere bestand aus einer Metalllegierung, die schon bei 100 Grad schmelz, so daß der Sprengstoff nie bis zu seiner Explosionstemperatur erhitzt werden konnte. Später wandte er noch Methylalkohol an, der die Explosionsgefahr weiter verringert. Der Transport des Dynamits selbst ist bei einer Temperatur bis zu 60 Grad Celsius ungefährlich; es erträgt starke mechanische Erschütterungen. Zündet man es an, so flammt es langsamer ab. Nur durch starke Zündkapseln kann es zur Explosion gebracht werden. Die Erfindung war epochemachend und verfehlte nicht, in der ganzen Welt das größte Aufsehen zu erregen. Alfred Nobel erhielt heute vor sechzig Jahren das schwedische Patent auf Dynamit und trat damit in die Reihe der ersten Entdecker überhaupt ein. Er konnte bald in den verschiedensten Ländern Europas und Amerikas etwa zwanzig Fabriken anlegen. 1869 gründete er in Saint Sevran bei Paris ein Laboratorium, das 1891 nach San Remo verlegt wurde. Auch die Sprenggelatine ist eine wertvolle Erfindung Nobels, für die er 1887 ein Patent erhielt und die in der Vermischung von Nitrozellulose und Nitroglyzerin besteht. Einige statistische Mitteilungen mögen einen Begriff von der Bedeutung des Dynamits geben: In Deutschland wurden vor dem Kriege, also etwa 1911, elf Millionen Kilogramm Dynamit im Werte von 25 Millionen Mark erzeugt, in Oesterreich und Italien je eine Million Kilogramm, in Frankreich drei Millionen, in den Vereinigten Staaten aber gar 82 Millionen für 78½ Millionen Mark, also die Hälfte des Gesamtwertes der amerikanischen Erzeugung von Sprengstoffen überhaupt. England produzierte etwa 14 Millionen Kilogramm, von denen aber nur 1⅓ Millionen im eigenen Lande verbraucht wurden. Deutschlands Einfuhr von Sprengstoffen sank in den Jahren 1907 bis 1913 von 1 403 000 bis auf 700 000 Kilogramm herab; nur 1909 fand eine gewaltige Steigerung auf etwa sieben Millionen statt. Die eigene Produktion und Ausfuhr von Sprengstoffen aber stieg in denselben Jahren von 13 741 000 auf 22 Millionen Kilogramm. Im Jahre vor dem Weltkriege betrug die Weltproduktion 400 Millionen, also nur die zehnfache Menge der deutschen Erzeugung. Die verschiedenen Dynamitarten haben in den Kulturländern, besonders in Nordamerika, zu den verschiedensten Zwecken reiche Anwendung gefunden. Manche Dynamite sind für Kohlengruben besonders geeignet, da sie bei richtiger Dosierung die schlagenden Wetter nicht entzünden. Sie gehören zu den „schlagwettersicheren" Sprengstoffen. Wenn die Schlagwettersicherheit trotzdem leider immer noch zu wünschen übrig läßt, wie traurige Beispiele lehren, so liegt das vor allem daran, daß eine völlige Zerlegung der beigemengten Salze und eine entsprechende Herabsetzung der Wärme doch nicht stattfindet. Alfred Nobel entdeckte bei seinen Versuchen, die Explosionsgefahr des Nitroglyzerins herabzusetzen, daß schon eine geringe

Menge von Nitrozellulose hinreiche, um das flüssige Nitroglyzerin in eine Masse von gelatineartiger Konsistenz umzuwandeln. Es war dies die Sprenggelatine.

Ueberraschend dürfte manchem die Tatsache sein, daß Dynamit im Feuer nicht explodiert. Legt man die Patrone, die eine Wurstform von 10 Zentimeter Länge und 19 bis 25 Millimeter Dicke hat, ins Feuer, so brennt sie mit lebhafter, leuchtender Flamme. Bei größeren Mengen kann es auch zur Explosion kommen. Dagegen Stoß und Reibung führen leicht zur Entzündung. Dynamit ist ebenso leicht gefrierbar wie Nitroglyzerin und verliert dann seine plastische Dehnbarkeit. Feuchtigkeit ist dem Gurdynamit schädlich, da sie das Nitroglyzerin verdrängt.

Die Methoden haben sich neuerdings reichlich vermehrt, und auch das Anwendungsgebiet des Dynamits ist noch gewachsen. Aber die Grundlage hat der gewaltige Erfinder und Entdecker Alfred Nobel gelegt. Seinem Charakter gereicht es zu hoher Ehre, daß er, der die furchtbarsten Zerstörungs- und Kriegsmittel erfunden hat, andererseits große Teile des damit erworbenen Vermögens in den Dienst der edelsten Friedensbestrebungen stellt und durch das Stockholmer Nobelinstitut jährlich demjenigen Zeitgenossen einen hohen Preis zuerkennt, der sich um die Sache des Weltfriedens besondere Verdienste erringt, wie ihn dieses Jahr der deutsche Außenminister Dr. Stresemann erhielt. So vereinigte Alfred Nobel hohe wissenschaftliche Bedeutung mit edelster, reinster Menschlichkeit.

Ein Theaterabend.

Von C. Allen.

Als der Herr Direktor aus dem Theater kam, schien die Straße unter ihm zu schwanken. Im Theater war es unerträglich heiß gewesen — und außerdem war es wirklich kein Stück gewesen, bei dem man hätte einschlafen können. Hätte er vorher gewußt, was das für ein Stück war, hätten keine zehn Pferde ihn ins Theater bekommen. Zum Spaß geht man doch wirklich nicht ins Theater, um dort die Tragödie des eigenen Lebens zu „genießen".

Puh — welch ein scharfer Ostwind — er fror in seinem Pelz — gut, daß er nur noch wenige Schritte bis zum nächsten Café zu machen hatte.

Er suchte sich einen entlegenen Winkel und ließ sich mit einem schweren Seufzer in den Sessel sinken. Merkwürdig, wie kraftlos doch seine Knie waren — das Gefühl hatte er nicht gekannt seit jener Stunde, vor Jahren — und solch ein verdammtes Theaterstück konnte diese Schwäche in den Knien wieder heraufbeschwören! — „Einen Whisky, Kellner!" Eigentlich mußte das ein ganz begabter Kerl gewesen sein, der das Stück geschrieben hatte. Woher in drei Teufels Namen wußte er aber, daß die beiden Menschen da auf der Bühne sich so benehmen würden, daß sie ihm nun gerade so antworten würde, daß er lachen würde, während sie sich dabei krümmte. Wie konnte der Dichter nur wissen, daß sie ihn geradezu bis dicht an die Wand zwingen und drängen würde, während ihm die Knie dabei schlotterten — wenn man das auch nicht sehen konnte — fühlen, fühlen konnte man das aber . . .

Ihm war, als habe er wieder ihre Stimme gehört wie damals vor Jahren, denselben schneidenden Klang — und in den Augen zuletzt den gleichen hoffnungslosen Ausdruck.

Es war sein Leben, seine ganz private Hölle, die da oben auf der Bühne mit all ihren Schattierungen ans Licht gezogen worden war, jede Einzelheit . . . Ihm war dabei zumute gewesen, als hätten alle Leute, die in seiner Umgebung gesessen, es gefühlt, daß das sein intimes Leben war, das da unter die Lupe genommen wurde, und er war auf seinem Stuhl zusammengekrochen und hatte die Augen mit der Hand bedeckt — das hatte er aber nur kurze Zeit getan, denn er wollte sehen, ob der da oben sich wirklich so unbarmherzig benehmen würde und ob sie hartnäckig auf ihrem Standpunkt beharren würde? —

Während sein Puls hämmerte und der Kragen ihm zu stramm und zu eng wurde, starrte und starrte er auf die Bühne, bis Liebe und Haß diese zwei Menschen zermahlen hatte — fertig. — Er trocknete den Schweiß von der Stirn und trank den Whisky in einem Zug.

Ein kleiner, grauer, runzliger Herr kam ins Café getrippelt, sah sich verwirrt um, erblickte plötzlich den Direktor und steuerte geradewegs auf ihn los. — Der kleine Bürovorsteher liebte zwar den Direktor nicht mehr, als der Direktor den Bürovorsteher liebte, aber es gibt Augenblicke, in denen man es vorzieht, neben seinem ärgsten Feind zu sitzen, anstatt einsam und verlassen in Weltschmerz zu wühlen. Der Direktor gewahrte ärgerlich, daß der Bürovorsteher sich ihm gegenüber niederließ. Er hatte nie näheres mit diesem kleinen vertrockneten Gegenstand, der sich Bürovorsteher nannte, zu tun gehabt, jedenfalls nichts anderes, als was rein geschäftlich erforderlich gewesen war — was sollte er auch mit einem solchen Menschen privatim zu tun haben, dessen Stirn lediglich Verordnungen und Paragraphen beherbergte, und dessen Augen nicht über die vier Wände des Kontors hinausblicken konnten — ein Mensch, der ein wanderndes Protokoll war.

Der Direktor gab sich voll und ganz seiner Mißstimmung und seinem Unwillen hin und sagte kein Wort, brauchte auch nichts zu sagen, der Bürovorsteher besorgte die Unterhaltung. Der sonst so wortkarge Mann war wie ein zitterndes Spielwerk, das man aufgezogen hat und das nun nicht mehr stillstehen kann. Seine quakende Stimme ertönte unaufhaltsam, während zwischendurch Tee getrunken wurde. Er sprach von nichts — und doch blieb er beim Reden, war nicht zu unterbrechen. Schließlich sah ihn der Direktor forschend an.

„Ich hoffe nicht, daß ich Sie ermüde, Herr Direktor, aber ich muß heute abend mit jemandem sprechen, ich wohne nämlich ganz allein — das heißt zusammen mit einem Foxterrier."

Der Kellner wurde bezahlt. Der Bürovorsteher fand endlich nach langem Suchen in der Tiefe seiner Börse den einen Oer, der erforderlich war, um das Trinkgeld wirklich passend zu machen. Dann neigte er sich vornüber und heftete zum ersten Male seine bleichen Augen auf sein Gegenüber.

„Sie müssen schon entschuldigen, Herr Direktor, aber ich bin heute abend wirklich etwas aus dem Gleichgewicht geraten — ich habe nämlich eben ein außergewöhnlich aufreibendes Theaterstück gesehen, äußerst aufregend, sage ich Ihnen — es war — ja — als wenn ich mein eigenes Leben gesehen hätte — — —"

Der Direktor half dem Bürovorsteher umständlich in seinen Mantel und hielt ihm sogar die Tür auf. Dann starrte er lange hinter der kleinen dünnen Gestalt her, die zu der Straßenbahn hinübertrippelte — —

„Ha, der also auch — —!"

(Aut. Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Aus aller Welt.

Friedrich der Große und sein Opernpersonal. Als einst die Sänger und Primadonnen der Königlichen Oper in Berlin höhere Gagen verlangten, verbat sich Friedrich der Große (1712—1786) diese „Vexiererey" mit den Worten: „Die Opern Leute Seindt Solchen Canaillen bagage das ich sie Tausendtmahl müde bin!"

6000 Jahre alte Flüssigkeit. In dem vor einigen Monaten durch Dr Reisner von der Harvard-Universität bei den Cheops-Pyramide entdeckten Grabe der Königin Hetepheres, Mutter des Pharao Cheops (Kufu), das etwa aus dem Jahre 4000 vor Christus stammt, also rund 6000 Jahre alt ist, wurde in einem Totenschrein eine Flüssigkeit gefunden, die aus einer 3prozentigen Lösung von Natron in Wasser besteht und dasselbe spezifische Gewicht hat wie Seewasser. Das dürfte die älteste Flüssigkeit auf der Welt sein.

Ausgrabungen in Athen. Der amerikanische Professor Capps hat jetzt von den griechischen Behörden Erlaubnis zu Ausgrabungen in der Umgebung der Akropolis bekommen. Eine Hauptschwierigkeit lag darin, daß eine ganze Anzahl bewohnter Häuser niedergelegt und die Besitzer entschädigt werden mußten. Die beträchtlichen Kosten für diese Ausgrabungen sind durch große Geldgaben eines amerikanischen Finanzmannes, der nicht genannt sein will, gedeckt. Offenbar handelt es sich um Rockefeller. Man sieht den Ausgrabungen, von denen man sich sehr viel verspricht, mit großen Erwartungen entgegen.

Ein zweifelhaftes Kunstwerk. Die englische Uraufführung einer Oper „Pharnaces" wurde in einer alten Zeitschrift wie folgt besprochen: „Die tragischen Opern in England sind selbst nach dem Urtheyle der Engländer ordentlich sehr schlecht, und diese Oper unterscheidet sich von den gewöhnlichen gar nicht. Sie ist voll Bombast, Unwahrscheynlichkeyten und lächerlicher Anachronismen. Die Charaktere seynd sich ungleich, der Ausdruck matt, und besonders herrscht in den abgeschmackten Arien eine gewisse kalte und rauhe Sprache. Die Musik ist an verschiedenen Stellen recht artig, aber nicht von der feynen, gefälligen Art, die dem Kenner angenehm ist und das Volk vergnügt!"

„Robert der Teufel" — eine mangelhafte Oper! Ein biederer Organist aus der Provinz hörte sich in Berlin „Robert der Teufel" von Meyerbeer an und kam mit seinem Urteil zu folgendem Ergebnis: „Die Oper, von der soviel Geschrei gemacht wird, könnte entschieden strenger und kirchlicher sein! Die Fuge scheint der Komponist nicht zu kennen; denn es ist mir keine in der ganzen Oper vorgekommen!" Ein solches Urteil war dem verwöhnten Meyerbeer auch noch nicht vorgekommen.

Fröhliche Ecke.

Ein Spießbürger bestellte bei Chardin ein Bild. Er wünschte, daß die Farben möglichst leuchtend wären. „Aber, lieber Herr, wer hat Ihnen denn erzählt, daß man Bilder mit Farben malt," antwortete Chardin.

*

Ein Maler sagte zu einem Sammler: „Ein Amerikaner hat mir soeben 25 000 Franken für dieses Bild geboten."

„Schon möglich, ich aber kann gerade nur 100 Franken dafür zahlen."

„Na, nehmen Sie das Bild, denn unsere Meisterwerke dürfen nicht ins Ausland gehen!"

*

„Sie haben mein Portrait gemalt, ich finde es gar nicht ähnlich."

„Ja, halten Sie mich denn für einen Photographen?"

*

Cayeux besaß eine unvergleichliche Kupferstichsammlung. Er sagte einmal zu einem Generalpächter, der sie ihm abkaufen wollte:

„Hierfür gibt es keinen Preis. Wenn Sie mein Zimmer mit Dukaten anfüllten, so wäre es doch nur immer einer und derselbe. Hat man einen gesehen, so kennt man alle. Aber unter meinen 60 000 Kupferstichen gibt es nicht zwei, die sich ähnlich sind."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.